

Familie mit 4G

Predigt am 10. September 2017, Kirche St. Blasius zu Ziefen 13. Sonntag nach Trinitatis Pfr. Roland A. Durst

Fiktive Szene einer Familie im Restaurant:

Die Mutter schneidet sich ein Tofuschnitzelstück ab und schiebt es gedankenversunken in den Mund. Der Vater nimmt einen kräftigen Schluck aus dem bauchigen Rotweinglas – der Primitivo schmeckt ihm ausgezeichnet. Der jugendliche Nachwuchs, 13- und 15-jährig, ist weit mehr mit dem Handy beschäftigt als mit Messer und Gabel. Es wird kaum geredet – die Kids haben sich eh schon lange mit den eingeschobenen Ohrenstöpseln von ihrer unmittelbaren, realen Umgebung verabschiedet. Plötzlich surrt Papas Handy, das noch immer neben dem Weinglas in einer zu seinem braunen Ledergurt und dem ebenfalls braunen Brillengestell passenden Hülle steckt. Es, das Handy, wetteifert dekorationstechnisch gesehen mit dem kleinen Blumengesteck in der Mitte des Tisches und den darum herum angeordneten Glasperlen in drei unterschiedlichen Blautönen. Ist das ein Nachtessen zu viert? Oder der Zwischenstopp einer biologisch miteinander verbundenen Kleingruppe zwecks Nahrungsaufnahme bei gleichzeitiger je und je unterschiedlicher Anbindung an die unergründlichen Weiten der sozialen und asozialen Medienwelten?

31 Da kommen seine Mutter und seine Geschwister, und sie blieben draussen stehen, schickten zu ihm und liessen ihn rufen. 32 Und das Volk sass um ihn herum, und sie sagen zu ihm: Schau, deine Mutter und deine Brüder und Schwestern sind draussen und suchen dich. 33 Und er entgegnet ihnen: Wer ist meine Mutter, und wer sind meine Geschwister? 34 Und er schaut, die im Kreis um ihn sitzen, einen nach dem andern an und spricht: Das hier ist meine Mutter, und das sind meine Brüder und Schwestern! 35 Denn wer den Willen Gottes tut, der ist mir Bruder und Schwester und Mutter. (Mk3, 31-35)

Amen.

Liebe Mitmenschen,

Dieser Ausschnitt aus dem Markusevangelium birgt jede Menge an zündendem Stoff in sich. Eine Facette daraus möchte ich hier verbal in Flammen aufgehen lassen: es ist jene der Zugehörigkeit.

Als ich vor 50 Jahren erstmals in Lupsingen im Restaurant Rössli an einem Tisch sass, da war alles so klar und eindeutig: Dort waren Grossvater und Grossmutter, daneben meine Eltern, der jüngste Bruder lag noch im Kinderwagen, und der mittlere sass neben mir und kaute hörbar mit verschmiertem Mund. Da gehörte ich hin. Das waren meine Lebensbasis und mein Bezugsrahmen. Ich wusste genau wie ich mich in einem Restaurant zu benehmen hatte und dass die Gespräche bei Tisch nichts für uns Kinder waren. Schaute ich an mir herunter, dann war klar: es ist Sonntag. Grosse Servietten schützten jene Kleidungsstücke, die eigens für diesen einen Tag bestimmt und gekauft zu sein schienen. Der familiäre Rahmen war klein, ich kannte jeden Winkel und jede Regung darin, und so erschien mir auch die Welt darum herum einfach und überschaubar.

Wer heute durch die Strassen zieht und weder sein Handy in der Hand, noch seine Ohren verstöpselt und seinen oder ihren Blick auf die Umgebung und nicht auf die paar Quadratzenti-

meter des Handybildschirms gerichtet hat – wer sich also so auf dem Trottoir bewegt, gehört mehr und mehr zu einer Rarität. Aus dem 'homo sapiens' wird nach und nach ein 'homo handiens', der peu à peu die Errungenschaft des aufrechten Ganges – nämlich die Fähigkeit, sich umsehen und Gefahren erspähen zu können – einzubüssen scheint.

Hinter dieser fundamentalen Veränderung des Strassenbildes und der Verhaltensweise des einzelnen Menschen steckt ein sicher ungemein komplexer Prozess. Ebenso sicher meine ich, dahinter aber auch eine ungehemmte Wirtschaftsmaschinerie zu sehen, die alles daran setzt, möglichst viele, möglichst unkritische, und möglichst konsumorientierte Menschen zu bekommen. Mit der bereits begonnenen 4. industriellen Revolution bricht ein wahres Konsumrauschzeitalter an: immer mehr Waren werden immer schneller zu immer günstigeren Preisen an immer mehr Konsumierende verkauft.

Und da wird ein uraltes Stück Text als Predigtvorgabe gelesen, das wie von einem anderen Planeten zu stammen scheint. Darin kommt ein überaus wichtiger Satz vor, der da lautet:

34 Und er schaut, die im Kreis um ihn sitzen, einen nach dem andern an und spricht: Das hier ist meine Mutter, und das sind meine Brüder und Schwestern! (Mk3, 34)

Die, die hier um diesen Jesus herum in dem betreffenden Raum sitzen, werden von ihm angeschaut. Jede und jeder einzelne von ihnen. Wer angeschaut wird, wird beachtet und wahrgenommen. Auf diese Weise entsteht ein Kontakt zum Gegenüber. Ein ganz und gar realer Kontakt. Einer, der Farben und Gerüche enthält und Stimmungen wahrzunehmen vermag. Ein Kontakt von Mensch zu Mensch in unmittelbarer Nähe – in Riechweite sozusagen.

Mit einem solch unmittelbaren Kontakt wird auch klar, dass die so Angesehenen dazu gehören: sie sind Teil dieser Gemeinschaft. Sie sind gemeint, wenn dieser Jesus spricht. Auf diese Weise in ein Geschehen einbezogen zu sein, vermag das Gefühl der Zugehörigkeit zu wecken. Die so Angesehenen wiederum sind ganz und gar in dieser Situation drin. Es kann im besten Sinne von einer Hingabe gesprochen werden: sie geben sich ganz und gar dem hin, was sich in diesem Moment in jenem Haus ereignet.

So ganz anders ist bisweilen mein Eindruck, wenn ich durch die Strassen gehe oder fahre: Der "homo handiens" mit seinen typischen Merkmalen – Kopf nach vorne unten gebeugt, den Blick auf das wie eine Taschenmonstranz in der Hand vor sich her getragene Handy gerichtet und die Ohren mit mal dezenten bis wuchtigen Kopfhörern abgeschirmt – dieser "homo handiens" scheint sich nicht mehr zugehörig zu fühlen zu dem, was unmittelbar um ihn herum passiert. Ich frage mich dann, was wohl die Gründe für derlei Abschottung sein könnten. Ist es vielleicht die ungemeine Hektik und Rastlosigkeit, vor der es sich auf diese Weise zu schützen gilt? Oder graut diesen Menschen vor der Überfülle an Angeboten in allen nur erdenklichen Lebensbereichen? Oder ist die Abschottung ein Protestgebaren gegen die gängigen Werte und Grundregeln einer pluralistischen Gesellschaft, in der beinahe alles möglich und statthaft zu sein scheint?

Vielleicht aber ist diese freiwillig gewählte Form der Isolation auch ein Zeichen von tiefsitzender Angst. Der Angst nämlich, auf irgendeiner dieser virtuellen Plattformen etwas zu verpassen und dadurch plötzlich nicht mehr dazu zu gehören. Wer ständig befürchten muss, aus dem Klassenchat rausgeschmissen zu werden, schläft schlecht. Wer zu jeder Tages- und Nachtzeit für Kunden oder Kumpels erreichbar sein will, findet keine Ruhe.

Sich zugehörig zu fühlen, bedarf der Vergewisserung des Kontakts mit den anderen Menschen. Dabei geht aus meiner Sicht nichts über reale Kontakte von Mensch zu Mensch. Wer sein Gegenüber anschauen und gleichzeitig mit ihm reden kann, nimmt weit mehr Signale wahr, die etwas über die Qualität der Beziehung aussagen, als wenn ich über Whatsapp eine Meldung losschicke.

Eine tragfähige Beziehung bedarf der realen Kontakte in Echtzeit. Solche Kontakte basieren auf der Bereitschaft, sich darauf einzulassen, sich in gewisser Weise hinzugeben. Eine so verstandene Hingabe fusst auf einem tiefempfundenen, ehrlichen Interesse an meinem Gegenüber. Ein Interesse, das sich um seiner selbst willen zeigt – und nicht weil mir diese Beziehung Vorteile bringen könnte. Solches Interesse mit Hingabe möchte ich Liebe nennen. Liebe braucht ein Gegenüber, ein ganz und gar reales Gegenüber. Dadurch riskiere ich, einbezogen zu werden in wohlwollende Gesten und vielfältige Zeichen der liebevollen Verbundenheit. Mit wem ich mich verbunden fühle, da fühle ich mich angenommen und zugehörig. Sich so in einem sinnenreichen Kontakt mit anderen zu wissen, mindert meine Ängste vor der mir zugemuteten Fülle des Lebens.

Es geht nichts über eine Umarmung, die nach Geborgenheit und Liebe riecht; Es gibt keine bessere Medizin gegen Traurigkeit als ein tränenreiches Gespräch unter Freundinnen;

Es gibt keine besseren Startbedingungen für die kleinen Liebesbündel aus Fleisch und Blut als Hautkontakt und Herzenswärme.

Ich glaube an den Geist,
der mit Jesus in die Welt gekommen ist,
an die Gemeinschaft aller Völker
und unsere Verantwortung für das,
was aus unserer Erde wird:
ein Tal voller Jammer, Hunger und Gewalt
oder die Stadt [des Göttlichen].
Ich glaube an den gerechten Frieden,
der herstellbar ist,
an die Möglichkeit eines sinnvollen Lebens
für alle Menschen,
an die Zukunft dieser Welt [getragen und aufgehoben in unbegreiflicher Liebe].
(Dorothee Sölle und rad)

Amen.

